

KingKalli

EXTRA



Foto: thimblephotos / Artush / iStock

**Ergebnisse des Chill-Out Schreibworkshops
„kreatives Schreiben“ für Jugendliche im Herbst 2013**

Prolog

von Paula Zuiderduin

Luka und ich waren schon immer beste Freundinnen gewesen, seit ich denken konnte, machten wir alles zusammen.

Ich weiß nicht mehr, wann und wie wir uns kennengelernt hatten, doch uns wurde nie langweilig.

Nur zur Schule ging ich ohne sie, Luka hatte einen Privatlehrer.

Ihre Eltern waren stinkreich, aber nie zu Hause.

Ich erinnere mich noch gut an die Abende, an denen Luka weinend durch mein Fenster gestiegen kam, weil ihre Eltern vergessen hatten, dass ihre Tochter alleine zu Hause wartete.

Luka war ohne Zweifel die tollste Person, die mir je in meinem Leben begegnet war, doch manchmal machte sie mir wirklich Angst.

Sie hatte diesen irren Blick drauf, den ich einmal, als wir abends heimlich einen Horrorfilm geschaut hatten, gesehen hatte.

Wie ein Verrückter, der vor seinem inneren Auge eine völlig andere Welt sieht.

An guten Tagen spielten Luka und ich Dinge wie Verstecken, Prinzessinnen, Dinge, die kleine Mädchen nun mal spielen.

Doch an anderen Tagen musste ich mit ihr Entführer oder Mörder spielen.

Meistens war sie dann der Mörder oder Entführer und ich war das Opfer.

Aber Luka zuliebe machte ich das alles mit.

Ich wusste, dass sie es nie leicht hatte, und deshalb tat ich alles dafür, dass es Luka bei mir besser ging als zu Hause.

Als wir beide 11 waren, zog ich aus unserer Heimatstadt weg.

Seitdem habe ich Luka nie wieder gesehen, an sie gedacht habe ich, oh ja, viele Stunden, Tage und Wochen habe ich unserer gemeinsamen Zeit nachgeweint und mir Sorgen um meine beste Freundin gemacht, wer sollte sie denn jetzt trösten, wenn ihre Eltern sie mal wieder vergessen hatten?

Nach ungefähr einem Jahr legte sich meine Trauer, ich freundete mich zur großen Erleichterung meiner Eltern mit einigen Mädchen aus meiner Klasse an.

Jedoch war es nie eine so tiefe und feste Freundschaft wie die von Luka und mir.

Inzwischen gehe ich auf die Highschool, an Luka habe ich schon lange nicht mehr gedacht, bis ich letztens ein Foto von uns beiden in einer der alten Kisten im Keller gefunden habe. Seit diesem Tag liegt es auf meinem Nachtschisch und wartet darauf, dass ich es umdrehe und die in kritzeliger Kinderschrift geschriebene Widmung durchlese, die Luka mir als letztes Geschenk auf das Bild geschrieben hat.

Doch ich traue mich nicht, ich habe ein schlechtes Gewissen, seit meinem Umzug habe ich nichts mehr von Luka gehört und mich auch nie bei ihr gemeldet.



Ich versuche, mir ihr Gesicht vorzustellen, so wie es wohl heute aussehen mag.

Ich versuche, mir vorzustellen, dass Luka ein glückliches Leben führt, dass sie viele neue Freunde gefunden hat, doch es funktioniert nicht. Immer wieder taucht ein Bild vor meinen Augen auf, Luka wie sie mit verweintem Gesicht dem Auto hinterherwinkt, in dem ich in mein neues Leben fahre.

Eine einzelne Träne rollt über meine Wange, doch ich wische sie weg, bevor sie auf das Bild fallen kann.

In einer Woche fangen die Ferien an, und ich habe endlich meinen Führerschein. Ich beschließe, nach Luka zu sehen, vielleicht wohnt sie ja immer noch in dem riesigen alten Haus am Rande unserer Geburtsstadt.

1.

Montagmorgen, der erste Ferientag. Ich packe meine Tasche in meinen Pacer, mein Baby, den ich zu meinem siebzehnten Geburtstag von meinen Eltern bekommen habe. Ich steige ein und starte den schon etwas klapprigen Kleinwagen. Ich winke meiner Mum, die mich durchs Küchenfenster beobachtet, zu und fahre los. Während des Fahrens habe ich genügend Zeit, um nachzudenken.

Was werde ich tun, was sagen, wenn ich Luka nach so vielen Jahren der Funkstille wieder gegenüberstehe? Ich weiß es nicht, vielleicht lebt sie auch gar nicht mehr in dem Städtchen, in dem wir einst so viel Zeit miteinander verbracht haben.

Als ich an dem Ortsschild vorbeifahre, holen mich meine Erinnerungen ein.

Ich fahre an der Bäckerei vorbei, in der mein Vater früher immer Brötchen gekauft hat, dann an Lukas und meinem Lieblingsspielplatz, dann an meiner Grundschule.

Mein Herz fängt an zu rasen, ich fange an zu schwitzen.

Aus einem mir unerklärlichen Grund habe ich Angst, Todesangst.

Ich halte an einer roten Ampel und atme tief durch, das Gefühl verschwindet so schnell wieder, wie es gekommen ist, und mein Herzschlag wird langsamer.

„Die Aufregung“, sage ich zu mir selbst und fahre weiter.

Als ich in unsere alte Straße einbiege, fällt mir auf, dass es aussieht, als ob die Zeit stehen geblieben wäre.

Alles sieht noch genau so aus wie früher, die Häuser haben dieselbe Farbe und sogar die große Eiche im Garten unserer damaligen Nachbarn steht noch an ihrem Platz. Nur unser altes Haus hat sich verändert, eine Hecke ver-

sperrt jetzt den Blick in den Garten und die einst blaue Tür, deren Lack schon absplitterte, strahlt jetzt in einem sauberen Weiß.

Dann taucht Lukas dunkles Haus am Ende der Straße auf, es ist immer noch so groß und Angst einflößend wie früher.

Ich halte direkt vor dem Haus und steige aus dem Wagen. Mein Puls steigt wieder, doch ich zwingt mich, ruhig zu atmen und, obwohl alles sich in mir sträubt, auf das Haus zuzugehen. Der Kies der Einfahrt knirscht unter meinen Füßen, das Haus wirkt verlassen, doch ich weiß, dass dieser Eindruck täuscht.

Ich stehe vor der großen Holztür und werfe einen Blick auf das verrostete Namensschild auf dem Briefschlitz, es ist zerkratzt, so als ob jemand nicht will, dass man den Namen noch lesen kann.

Die einzigen Buchstaben, die ich noch erkennen kann, sind: „...d...w.“

In diesem Moment fällt mir auf, dass ich Lukas Nachnamen nie kannte.

Ich drücke auf die Klingel und höre, wie drinnen ein dumpfes Läuten durch die Stille, die bisher hinter der Tür geherrscht hatte, dringt. „Dong!“

Nichts passiert. Ich klinge ein zweites Mal.

„Dong!“

Wieder nichts.

Vorsichtig drehe ich den Türknauf, die Tür öffnet sich mit einem kaum hörbaren Knarren. Mein Atem geht schneller und mein Hirn sagt mir, dass ich hier gerade einen Einbruch begehe, doch ich ignoriere die Warnung und schleich durch den Raum.

Am Fuß der Treppe bleibe ich stehen und lausche ... Kein Geräusch dringt zu mir herab, und doch weiß ich, dass sich jemand in diesem Haus befindet, ich spüre es. Ich lasse meinen Blick noch ein letztes Mal durch die Halle zur Tür schweifen, bevor ich mich umdrehe und die Treppe hinaufgehe.

Dabei fällt mir auf, dass der marmorne Boden glänzt, und auch auf der Kommode, die am anderen Ende des Raumes steht liegt kein Körnchen Staub.

Dieses Haus ist definitiv noch bewohnt und jemand achtet hier auf fast peinliche Sauberkeit. Oben angekommen finde ich mich in einem langen Flur wieder, von dem auf jeder Seite vier Türen abgehen. Wieder versuche ich, in der unheimlichen Stille irgendein Geräusch zu vernehmen, doch ich höre nichts außer meinem eigenen Atem. Ich schaue den Flur entlang und bemerke, dass die dritte Tür auf der linken Seite einen Spalt offen steht, nicht groß genug, um sich durchzuzwängen, aber einen Blick werde ich wohl hineinwerfen können. Ich schleiche zu der Tür und linse vorsichtig

in den dunklen Raum. Es dauert ein wenig, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen, doch dann erkenne ich ein großes Himmelbett mit zugezogenen Vorhängen, das mitten im Raum steht.

Vor den Fenstern hängen dicke, schwere Vorhänge, die das Licht davon abhalten, in den Raum zu kommen. An der linken Seite des Raumes steht ein prall gefüllter Schminktisch, neben dem eine weit geöffnete Tür in einen begehbaren Kleiderschrank führt. Rechts steht ein Schreibtisch mit einem Laptop und einem eingerahmten Foto darauf.

In dem Moment, als ich versuche, zu erkennen, was auf dem Bild zu sehen ist, höre ich ein Atmen aus Richtung des Bettes und zucke zusammen.

Da schläft jemand!

So leise wie möglich bewege ich mich ein paar Schritte rückwärts, den Blick immer auf das Bett gerichtet.

Im allerletzten Moment, in dem ich noch freie Sicht auf das Zimmer habe, erhasche ich einen Blick auf das Foto und erkenne zwei kleine Mädchen, ein schwarzhaariges und ein blondes, Luka und mich.

2.

Als ich wieder vor dem Haus stehe, rast mein Herz immer noch wie verrückt.

Ich schnappe nach Luft: „Das muss Lukas Zimmer gewesen sein, und sie hat mich nicht vergessen, auch nach all den Jahren nicht“, denke ich und Tränen der Rührung sammeln sich in meinen Augen.

Ich blinzele sie weg und krame in meiner Tasche nach meinem Notizbuch und einem Stift. Ich reiße eine Seite aus dem Büchlein und schreibe:

Liebe Luka,

es ist ziemlich lange her.

6 Jahre, um genau zu sein.

Ich würde gern mit dir reden, mich entschuldigen, dafür dass ich mich so lange nicht gemeldet hab.

Wenn du Lust hast, mich zu treffen, dann komm am Mittwoch um 15 Uhr ins Café, in dem wir früher immer waren.

In ewiger Freundschaft

Deine alte Freundin

Nia

Ich falte den Brief zusammen, schreibe Lukas Namen oben drauf und werfe ihn in den Briefschlitz.

Dann gehe ich wieder über den knirschenden Kies zurück zu meinem Wagen und fahre los.



Foto: thinkstockphotos / count_kert / iStock

Das Phantom in der Oper

von Katharina Rings

Der Vorhang öffnete sich, alles lief nach Plan. Die Sopranistin begann nach der einleitenden Ouvertüre mit ihrer Arie. Sie war bezaubernd, zog das Publikum mit ihrem gefühlvollen Gesang in den Bann, riss es mit in den Wirbel ihrer Empfindungen. Nur hinter der Bühne roch es nach Hektik. Nicht die typische Hektik der Bühnenarbeiter, die hinter den Kulissen umhereilten, sondern diese Art von Hektik, die langsam, aber sicher in Panik umschlägt. „Wenn er nicht bald kommt, wenn ihm was passiert, sind wir ruiniert, absolut RUINIERT, Herr ...“, der aufgelöste Leiter der Oper, Ben Heinke, sah den schwarz gekleideten Manager fragend an. „Sebastian Nolte mein Name. Und ich sage Ihnen, er wird jede Minute hier sein!“ „Ich wünschte, ich könnte Ihnen glauben ...“, murmelte der dickliche Mann verzagt, als sich die Tür öffnete und Thomas Krahn, ein Politiker hohen Ranges, eintrat. Heinke spulte sofort sein Besucherbegrüßungsprogramm ab, innerlich vor Erleichterung hyperventilierend: „Willkommen in der Leipziger Staatsoper, Herr Krahn, eine große Ehre, dass Sie hier sind, wirklich ... Am besten setzen Sie sich schon auf die reservierten Plätze, wir wünschen Ihnen eine schöne Vorstellung!“ Nach dem

obligatorisch-förmlichen Händeschütteln nahm der Politiker seinen Platz ein, und Heinke sank erschöpft gegen eine der Kulissen.

„Das hätten wir ...“, seufzte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Noch eine Panne wie das letzte Mal, als der Besuch einer hochgestellten Persönlichkeit als Super-GAU endete und die Polizei einer angehenden Massenpanik Einhalt gebieten musste, hätte sich der dadurch angeschlagene Ruf der Oper nicht mehr leisten können. Aus diesem Grund konnte man Heinke gut in seiner Nervosität verstehen, schließlich wurde er für alles Schiefgelaufene verantwortlich gemacht. Doch an diesem Tag, dachte er, würde alles gut laufen und der früher makellose Ruf des renommierten Opernhauses wiederhergestellt werden.

Nachdem er sich etwas erholt und gut zuge-redet hatte, stellte er sich wie gewohnt an die Seite der Bühne halb hinter eine der Kulissen und bewunderte die wie immer atemberaubende Inszenierung mit 3000 Kerzen und der integrierten Drehbühne. Ein verschmitztes Lächeln umspielte kurz seine Züge. Die Szenen wurden perfekt gespielt, und gleich würde seine

Liebblingsstelle kommen, in der der scheinbar tödliche Pistolenschuss von dem maskierten Bösewicht auf das Opfer abgefeuert wurde, das von Luigi, Heinkes Lieblingsprotagonisten, absolut grandios gespielt wurde. Auch heute war die Szene einfach mitreißend: Der Bösewicht Scarpia ließ ein schauriges Lachen ertönen, die Geliebte des Opfers wimmerte ein letztes Mal dessen Namen, der Schuss fiel. Luigi spielte den theatralischen Tod seiner Rolle und brach stöhnend auf der Bühne zusammen. Doch im Eifer des Gefechts hatte niemand ganz genau gesehen, wohin „Scarpia“ mit der Pistole gezielt hatte, und keine Menschenseele bemerkte etwas, bis auf dem mittleren Sitzblock panische Schreie laut wurden. Wellen der Fassungslosigkeit rollten durch den Zuschauerraum. Als endlich die Notausgangslampen angingen und die Köpfe der aufgewühlten Menschenmenge mit ihrem unwirklichen Licht beleuchteten, sah auch Heinke den leblos in seinen Stuhl gesunkenen Thomas Krahn, mit einem Einschussloch in der Brust, von dem sich langsam ein Blut-fleck auf seinem Hemd ausbreitete.

(to be continued ...)

Der Drache vom Mars

von Charlotte Pape

Es war Sophies Geburtstag. Doch als sie morgens voller Vorfreude aufwachte, kam ihr plötzlich der Gedanke, dass ihr Vater ihr wieder irgendetwas schenken würde, was sie überhaupt nicht interessierte, und er ihr einfach mal wieder etwas aufdrängen wollte. Ihre Eltern empfingen sie mit dem üblichen „Happy Birthday“, und mit gemischten Gefühlen riss sie das Geschenkpapier von dem großen, sperrig eingepackten Paket ab. Sie blickte auf das Geschenk und konnte ihren Augen kaum trauen: Vor ihr lag ein Drache. Ein Drache, den man steigen lassen kann. Er war etwa einen Meter lang, hellblau mit gelben Streifen, und er besaß eine besonders leuchtende Ausstrahlung. Aber was sollte sie bloß mit einem Drachen anfangen?

Insgeheim war sie etwas enttäuscht. Das konnte sie jedoch nicht sagen, da ihr Vater früher Drachenkunsthändler war. Sie quetschte gerade noch ein „Danke, Papa“ heraus und wandte ihrem Vater den Rücken zu. Er schien erstaunlicherweise zufrieden mit Sophies Reaktion und wollte sofort den Drachen mit ihr ausprobieren. Gemeinsam fuhren sie in eine etwas abgelegene Gegend von Paderborn. Als sie ihr Auto geparkt hatten, liefen Sophies Vater plötzlich ein paar Tränen über das Gesicht. Nach einiger Zeit fasste er sich zwar wieder, schaute aber dennoch traurig auf den Boden. Was war mit ihm? Warum weinte er? Als Sophie das Thema vorsichtig ansprach, sah er sie an und fing an zu erzählen:

„Früher, als ich genauso alt wie du war, bekam ich von meinen Eltern zum 13. Geburtstag einen Drachen geschenkt. Er war etwa einen Meter lang, hellblau mit gelben Streifen und besaß eine besonders leuchtende Ausstrahlung. Ehrlich gesagt war ich am Anfang nicht sehr begeistert über den Drachen, doch als ich ihn mit meinem Vater steigen ließ und ihn dort oben in der Luft so schön tanzen sah, fing ich an, ihn zu mögen. Immer öfter kam ich zu dieser Wiese hier, ließ ihn steigen und verbrachte manchmal viele Stunden am Tag damit, meinen Drachen schweben zu lassen.

Ich beherrschte die Kunst des Drachenfliegens bald sehr gut. Eines Tages an einem wunderschönen Herbsttag, als die Blätter der Bäume in einem so strahlenden Rot leuchteten wie auf einem alten Ölbild, ging ich zu der Wiese und ließ mal wieder meinen Drachen steigen. Mein

Drache flog so hoch wie noch nie, machte so schöne Umdrehungen wie noch nie. Es war einzigartig. Doch plötzlich, wie aus dem Nichts, wurde diese schöne Stimmung unterbrochen, und der Boden fing an zu beben. Ich ließ den Drachen los. Es fing furchtbar an zu stürmen, mein Drache wurde durch die Luft gerissen und geschleudert. Nach einiger Zeit wurde die Erde wie von Geisterhand wieder ruhig. Ich hatte mich in einem Gebüsch versteckt, wagte mich nur langsam wieder hinaus und konnte nicht glauben, was ich sah. Es war absurd, und es fällt mir wirklich schwer zu sagen, aber vor mir stand ein Drache. Nicht mein Drache, sondern ein DRACHE. Einer von denen, die man aus Märchen kennt. Er sah nicht grässlich aus, eher frech und lustig. Ich stand da, konnte mich vor Angst kaum bewegen. Da fing er plötzlich an zu sprechen:

„Ich bin der Drache Stratonause, der Mars, das ist mein Zuhause. Hier auf Erden mache ich nur eine Pause. Der Mars, der ist ganz weit weg, und krieg jetzt bitte keinen Schreck: Ich bin wirklich sehr, sehr nett. Ich wollte dich was fragen, ich habe nämlich einen leeren Magen: Kann ich bei dir wohnen? Übrigens, ich mag sehr gerne Bohnen. Ich kann ein guter Freund sein – sag bitte nicht nein!“

Ich lief leichenblass an. Das war der schlimmste, albernste, blödeste Reim, den ich je gehört hatte. „Meinetwegen kannst du bei mir für ein paar Tage wohnen, aber bitte höre mit dieser doofen Reimerei auf! Das halte ich nicht aus. Lass uns als Willkommensgeschenk doch etwas Schönes unternehmen. Ich mag sehr gerne Wassersportarten. Lust auf Segeln, Wasserski oder Surfen?“

Stratonause antwortete auf gewohnte Weise: „Eins, zwei, drei auf nach Hawaii!“

Oh ja, lass uns surfen gehen. Ich wollte schon immer mal auf einem Surfbrett stehen.“

Er nahm mich auf seinem Rücken mit, und zusammen flogen wir nach Hawaii. Dort verbrachten wir unsere Zeit mit Surfen. Es machte sehr viel Spaß. Das Wasser war türkisblau und erfrischend, die Sonne strahlte uns ins Gesicht, sodass uns angenehm warm war.

Doch dann sah Stratonause von Weitem einen Vulkan ausbrechen, und bekam er Todesangst. Riesige, graue und stickige Wolken strömten aus dem Vulkan, heiße und rote Lava schoss empor. Es brodelte und zischte wie in einem riesigen Chemielabor. Der Drache wisperte hastig und nervös:

„Auch nach nur so kurzer Zeit ist es jetzt wirklich so weit. Es tut mir furchtbar leid, ich muss jetzt gehen. Ich hoffe, du kannst mich verstehen. Eine wundervolle Zeit verbrachten wir und dafür danke ich nur dir. Ich merke, ich vermisse den Mars sehr, ohne ihn zu leben, fällt mir ganz schwer. Zu deinem Zuhause bring ich dich noch zurück, bis bald, und weiterhin ganz viel Glück.“ Seitdem habe ich meinen Freund nie wiedergesehen. Sophie, verstehst du jetzt, warum ich so traurig bin?“

Ja, sie verstand ihn. Sie machte sich die ganze Zeit Gedanken über den Drachen, ihren Vater und über all das, wovon man ihr noch nie erzählt hatte. Aber sie war stolz auf ihren Vater, den Drachen vom Mars und darüber, dass sie nun einen eigenen tollen Drachen besaß. Als sie ihn schließlich dort oben in der Luft so schön tanzen sah, beobachtete sie ihn genau und wünschte sich, dass sie auch einmal einem so lustigen, echten Marsdrachen begegnen würde. Es war ihr schönster Geburtstag.



Ohne Titel

von Pia Holste

Die beiden Männer stehen sich gegenüber, trotzen in dicken Pelzmänteln, Fäustlingen und Schneestiefeln dem Sturm, dessen beißender Wind Eispartikel mit sich trägt. Ohne den Blick vom anderen abzuwenden, versuchen sie erfolglos, größer zu wirken, als sie sind.

Zeit wird losgerissen und in den wirbelnden Böen davongetragen.

Schließlich hebt der Schmalere der beiden die Hand an sein Gesicht, um die dicke Skimaske von Mund, Nase und Kinn herunterzuziehen.

Ganz leicht nur verzieht er das Gesicht, als das Eis beginnt, auf die ungeschützte Haut einzuprasseln, stechend wie Säure. Doch er rührt sich noch immer nicht von der Stelle. Im Gegenteil, trotzig reckt er dem Angriff der Elemente und seinem stummen Gegenüber das Kinn entgegen.

Er atmet tief ein, um Luft für die einzig wichtigen Worte zu holen. Nur zwei sind es, die er in sich aufsteigen lässt, bevor er sie herausbrüllt, über Stille und den tobenden Sturm hinweg. „Lebt – sie?“

Die Blicke der beiden Männer rasten ineinander ein. Beide wissen mit albtraumhafter Sicherheit darum, dass jede Bewegung, jedes unwillkürliche Zucken die Spannung zwischen ihnen in Flammen aufgehen lassen kann.

„Lebt – sie?!“, wiederholt der Mann, diesmal noch lauter. Würde nicht der Sturm sämtliche Nuancen seiner Stimme verschlucken, könnte sein Gegenüber vielleicht die verzweifelte, wahnsinnige Hoffnung darin wahrnehmen und die alles verzehrende Angst.

Doch an dem zeitlupenartigen Kopfschütteln würde das nichts ändern. Das ist die einzige Antwort, die er heute und jemals bekommen wird.

Auf einmal fühlt er sich wieder vom Wind gebeutelt. Seine Beine geben nach, und er findet sich auf den Knien wieder. Benommen kämpft er sich wieder hoch, doch als er wieder klar sehen kann, ist der andere schon meterweit weg, schiebt sich, den Rücken zu ihm gekehrt, durch den Sturm.

Während auch er kehrtmacht und sich wie ein Automat auf die Lichter der fernen Stadt zubewegt, schallt jenes Kopfschütteln noch immer um ihn herum, gefangen im endlosen Zyklus von Milliarden Echos, die auf Billionen Kristallen widerhallen.





Foto: thinkstockphotos / Pablo Scapinichis / Hemera

Der Traum

von Daniela Ruiu

Panisch sah ich mich in dem dunklen Raum um. Von irgendeinem Punkt des Raumes, der ganz im Dunkeln lag, kam ein flehendes Wimmern. War es ein Mensch, ein Tier oder etwas ganz anderes? Ich drehte mich ruckartig herum, meine nassen Haare schlugen mir ins Gesicht, als mich etwas Eiskaltes am Rücken streifte. Es fühlte sich hart an, ähnlich wie Finger, aber hart wie Stein. Ich blinzelte in die Dunkelheit, versuchte, etwas zu erkennen, aber es gelang mir nicht. Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, ich bekam Gänsehaut, als ein markerschütternder Schrei tief aus einem Punkt drang. Plötzlich klammerten sich lange, nasse, kalte Finger um meinen rechten Knöchel. Ich verkniff mir einen Schrei und stieß nur ein erschrecktes Stöhnen aus. Ich stand still, bewegte mich keinen Zentimeter und schielte zu meinem Knöchel, wo sich eine Mädchenhand festklammerte. Von oben herab kam ein finsternes Lachen, ein Lichtspot richtete

sich auf mich. Ich starrte auf das Mädchen und ließ einen Schrei los. Das junge Mädchen war leichenblass, in einem weißen, zerrissenen Kleid. Sie hatte überall Wunden und blaue Flecken auf ihrer zart wirkenden Haut, ihre ebenholzschwarzen Haare hingen in fettigen Strähnen an ihrem Kopf und ihre braunen Augen, denen der gesunde Glanz fehlte, waren blutunterlaufen. Ihr Wimpernkranz sah kraftlos aus. Ihre schönen, roten Lippen waren an einigen Stellen aufgeplatzt, blutig. Was war nur mit diesem einst so hübschen Mädchen geschehen? Verschiedene Dinge gingen mir durch den Kopf. Entführung, Missbrauch, Vergewaltigung? Mit Tränen schaute ich dieses hilfeschuchende Mädchen an. Ich schätzte sie auf 16, vielleicht 17, aber sie sah so jung und verletzlich aus. Ich hatte solches Mitleid mit ihr, wollte helfen, hatte jedoch ungeheure Angst, dass dieser Dreckskerl dasselbe mit mir machen würde. Wer wusste schon, wie lange sie

schon hier war? Ich blinzelte in das grelle Licht. Das böse Lachen, der Hieb auf meinen Kopf, das wimmernde Mädchen, mein eigener Schrei. Das alles war zu viel für mich. Ich spürte, wie ich fiel. Mit einem dumpfen Schlag landete mein Kopf auf dem kalten, nassen Betonboden. Um mich herum wurde alles schwarz, das böse Lachen wurde leiser und verschwand somit aus meinem Bewusstsein. Alles wurde schwarz, kalt, hart und nass.

„Becca!“, hallte es in meinem Kopf. „Becca! Ich bin’s, Abi!“ Erschrocken und schweißnass setzte ich mich auf. Ich starrte in das Gesicht meiner Mitbewohnerin und besten Freundin Abigail Scott, der der Schock ins Gesicht geschrieben stand. Ich selbst realisierte erst Minuten später, dass ich mich im Studentenwohnheim der University of Denver befand, in meinem Bett.



Impressum

Ergänzung zu KingKalli 62
Verlag um die Ecke
Inh. Birgit Franchy
Kasinostraße 73 | 52066 Aachen
0241 5153844 | info@kingkalli.de
www.kingkalli.de

Redaktion: Birgit Franchy (v. i. S. d. P.),
Fotos: thinkstockphotos